

System Familie

Editorial

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

die Zeiten sind schlecht: allen die im Bereich der psychosozialen Versorgung arbeiten, bläst der Wind ins Gesicht. Den Freiberuflern macht das neue Psychotherapeuten-Gesetz zu schaffen, zumal denen, die bislang ohne jegliche staatliche Sanktion jahrzehntelang qualifizierteste Arbeit geleistet haben (die Kolumne in Heft 4/1998 von *System Familie* steht mir noch vor Augen mit Rosmarie Welter-Enderlins Feststellung, daß sie nach den neuesten Bestimmungen keine Zulassung erhalten würde, obwohl sie ein einschlägiges Universitätsstudium aufweisen kann und ja – wie wir wissen – darüber hinaus eine immense klinische Erfahrung hat). Denen, die in Einrichtungen öffentlicher und freier Trägerschaft im psychosozialen Sektor arbeiten, geht es nicht besser: Der Qualitätssicherungs-Schreck geht bei ihnen um.

Was verbirgt sich hinter dem Begriff der Qualitätssicherung? Mehrere Aspekte kommen hier zum Tragen: Es geht um die Sicherung von Qualitätsstandards, ein Anliegen, das im psychosozialen Bereich durchaus seine Berechtigung hat. Aber es geht um mehr, denn die sozialpolitische Begleitmusik ist unüberhörbar: Qualität, wie sie alle systemischen Fachleute in ihren Praxen und in ihren sozialen Einrichtungen tagtäglich praktizieren, wird insofern plötzlich in Frage gestellt, als jetzt Qualitätsnachweise abgefordert werden.

Hier geht es teilweise an die Substanz: Unter dem Deckmantel von Qualitätssicherungsmaßnahmen sollen mancherorts Stellen eingespart

werden. Qualität soll gesichert werden, indem die Bedingungen, unter denen allein Qualität möglich ist, eingeschränkt werden. Diese Verschlimm-besserung erinnert mich an ein medizinisch indiziertes Programm zur Gewichtszunahme, bei dem gleichzeitig die Nahrungszufuhr reduziert wird.

Nun mögen Sie sich, liebe Leserin und lieber Leser, fragen, ob ich nicht ein wenig zu weit gehe mit diesen starken Worten. Ist's wirklich so schlimm bestellt? Oder gibt es vielleicht sogar Seiten dieser Qualitätssicherungsthematik, die sich lohnen, daß wir sie näher unter die Lupe nehmen? Mit diesem Schwerpunktheft möchte ich tatsächlich als Gastherausgeber den Versuch wagen, einige Aspekte von Qualitätssicherung in ein anderes Licht zu stellen. Nicht, daß damit die eben genannten politischen Gefahren gebannt werden. Es gilt weiterhin, professionspolitisch sehr wachsam zu sein.

Zunächst möchte ich Sie mit einem Gedanken vertraut machen, der auf den ersten Blick ungewöhnlich sein mag: Ich stufe die Entwicklung hin zu mehr reflektierter und dokumentierter Qualität in der psychosozialen Arbeit als einen normalen Entwicklungsschritt in Richtung einer weiteren Professionalisierung ein. Es mag so gewesen sein, daß sich in den sieben fetten Jahren Politiker und Verwaltungsleute kaum damit befaßt haben, was in den Einrichtungen selbst geschah: Für die „Sicherung von Qualität“ gab es selbstregulatorische Mechanismen, die irgendwie funktionierten (oder von denen man annahm, daß sie funktionieren). In den sieben mageren Jahren,

in denen wir uns jetzt befinden, geraten alle, die im öffentlichen Dienst stehen oder bei einem freien Träger arbeiten, samt ihrer Einrichtung plötzlich in ein unerwartetes Rampenlicht. (Ich kann als Universitäts-Professor ein Lied davon singen, wie an den Hochschulen gerade das Qualitätssicherungsfieber grassiert: Wir werden alle „evaluiert“.) Nun ist es eben zwar ungewöhnlich, daß der psychosoziale Bereich so von außen beäugt wird, aber es schadet ihm überhaupt nicht. Im Gegenteil: Wir erhalten die Chance, uns mit unseren Leistungen zu präsentieren.

Mein erster Beitrag in diesem Heft ist unter diesem Blickwinkel zu sehen: Ich plädiere dafür, Qualitätssicherung als ein professionelles Geschäft zu betreiben. Wir können unsere Qualitäten in Therapie, Beratung und Organisationsberatung vorzeigen, und wir sollten das auch tun. Wir haben nichts zu verbergen und zu verheimlichen. Ich weiß, es kostet nicht geringe Mühe, sich nach außen zu zeigen, zumal, wenn diese Art von Selbstdarstellung noch nicht so recht vertraut ist. Hilfen stehen jedoch bereit. So können sich psychosoziale Einrichtungen beispielsweise zertifizieren lassen (etwa nach DIN EN ISO 9000 ff.), um zu zeigen: Wir sind wer, und wir können was!

Qualitätssicherung beschränkt sich nicht auf ein Fliegenbeinezählen, gerade in unseren psychosozialen Brei-

ten nicht. Ein Qualitätsmanagementsystem besteht nicht bloß darin, mit ergebnisträchtigen Zahlen zu klotzen. „Ergebnisqualität“ ist zwar eine der Kategorien der Qualitätssicherung im Gesundheits- und im Sozialbereich, die sich bewährt haben; genauso bedeutsam sind aber auch die „Strukturqualität“ und die „Prozeßqualität“.

Ich schlage als ein weiteres Kriterium zu diesen drei genannten Qualitäten hinzu vor, auch die „Orientierungsqualität“ mit einzubeziehen. Die Arbeit mit Menschen erfordert eine ständige Reflexion, immer wieder auch eine „angeleitete Reflexion“ (wie sie in Supervision und Organisationsberatung vorzufinden ist); dieses „Sich-orientieren-auf“ ist als konstituierendes Merkmal von Beratung/Therapie ein Qualitätsmerkmal, das auch nach außen dokumentiert werden kann und werden sollte. Das ist das Thema meines Eingangsartikels in diesem Heft.

Wolfgang Schrödter geht in seinem Beitrag das Thema Qualitätssicherung ebenfalls aus der Innenperspektive an. Es fasziniert mich als Beratungsforscher, wie er durch eine ungewöhnliche Vorgehensweise zu fundierten Aussagen kommt: Schrödter befragt als Praktiker Kolleginnen und Kollegen in anderen Beratungsstellen, führt Gespräche mit ihnen, die er dann auswertet. Mit seinen Forschungsergebnissen schlägt er ein neues Kapitel in

der Begleitforschung im Feld psychosozialer Beratung auf. Es ist eine Forschung, die sich von innen heraus legitimiert, die konsequent aus dem Berufsalltag heraus entwickelt und begründet wird. Qualität und Evaluation erscheinen damit in einem neuen Licht.

Hugo Stefan Grünwald, Uta Hegemann, Tony Eggel und Leo Anthenien gehen – was die Qualitätssicherung betrifft – den „klassischen“ Weg. Sie untersuchen die Wirksamkeit von systemischen Therapien mit Hilfe von verschiedenen Selbst- und Fremdeinschätzungsinstrumenten. Diese Vorgehensweise der Qualitätssicherung ist etabliert; sie ist und bleibt – neben allen Neuerungen – ein wichtiger Standard.

Neben diesen Artikeln zum Thema „Qualitätssicherung“ findet sich in diesem Heft ein Beitrag von Maria Eißing, Dieter Wälte und Friedebert Kröger über die geschlechtsstereotypen Wahrnehmungen von Eßstörungen. Verglichen wurden mit Hilfe der SYMLOG-Methode die Ausprägungen geschlechtsstereotyper Wahrnehmungsunterschiede in Familien, in denen Eßstörungen auftraten, mit nicht-klinischen Familien.

Joachim Modes untersucht in seinem Beitrag die Bedeutung des Vaterverlusts. Er legt seiner Studie die Biographien von drei Söhnen zugrunde, die ihren Vater vor der Pubertätszeit verloren haben.



Ewald Johannes Brunner
Jena